

Die Verbindung zum Nichts

Stege gibt es in allen Variationen: Als Boots- und Schiffsanlegesteg, als Aussichtsplattform, als Teil von Verkehrspfaden und als Ausdrucksmittel in der Kunst. Sie verbinden und sie trennen Menschen. *Von Anita Wünschmann*

Stege riechen zumeist nach Teer und Schlick. Nach Holzschutz. Wenn die Sonne die Planken erwärmt, duftet es nach Sommer. Fragt man Leute, was sie mit einem Steg verbinden, erzählen sie Geschichten aus ihrer Kindheit: die selbstgebaute Angel, Rotfedern und Süßwasserkrebse, der erste Kopfsprung, von Ausflüglern, die sich für ein Picknick an die äußerste Kante eines Steges setzen, als könnte man in dieser Position besser den Alltag hinter sich lassen. Stege zeigen ihren größten Variantenreichtum an Seen und Flüssen, um Fischern und Bootsfahrern das Ein- und Aussteigen in ihre Gefährte zu ermöglichen. An südlichen Gewässern wird noch immer knorriges Holz in den Boden gerammt, das von Windflüchtern stammt. Dazu Bretter aus alten Kisten. Hoch ragen die Stempfeiler auf, als würden sie zugleich tragendes Gerüst und Segelmast sein wollen; zumindest irgendein Zeichen der Verwegenheit.

Stege bedeuten, egal wo, Raumerweiterung. Stege sind ein probates Mittel, Wasser, Wüsten und Straßen begehbar zu machen. Im urbanen Kontext avancieren sie zum Strukturelement der fußgängerfreundlichen Stadt mit einem Gewinn an Öffentlichkeit. Auf der funktional-pragmatischen Ebene sind Stege also raumerschließende Konstrukte. Stege sind auch Resträume, auf denen sich Menschen zusammendrängen, als bedeute alles Umliegende Gefahr. Und ja, wer möchte schon ins Wasser fallen?

Ein im Nichts endender Steg erhebt das Paradoxon zur absurden Normalität. Die damit verbundene Überraschung, das Neudenken und Anders-Wahrnehmen kann man als postmoderne Denkfigur begreifen. Konstruktionen, die wenige Meter in einen einstigen Parkplatz oder gar in eine Baugrube hinein führen, um den »lost places« eine Erlebnisqualität zuzusprechen, spielen mit dieser Absurdität. Ein Ort wird zur quasi-archäologischen Stätte. Oder – und dann wächst wieder reine Funktionalität hinzu – er ist eine archäologische Grabung oder zumindest eine Baugrube, zu der das Publikum zum Zwecke der Schaulust und individuell-kollektiven Selbstbefragung, im besten Fall zur Partizipation, eingeladen wird. (Schlossplatz Berlin)

Die documenta 2017 mit ihrem Doppelspiel Kassel-Athen macht das einmal mehr erlebbar. Das verwundert nicht: Schon seit einiger Zeit hat es der Steg bis hinein in die Kunstwelt geschafft. In erstaunlicher Vielfalt ist er in die Ausstellungshäuser gezogen bzw. behauptet er sich als ein Statement in den Freiluftarealen der Kunstbegegnung.

Wandern und Schauen, das sind Tätigkeiten der Reflexion und Kontemplation. Kein Wunder also, dass sich die Kunst zur Steigerung ihrer Selbstwahrnehmung bzw. als Erueierung neuer Metaphernmächtigkeit der Stege bedient. Mit Holzstegen wird nicht allein dem Holzbauboom entsprochen, sondern es werden zugleich Wahrnehmungsmuster wie Archaisch und Expedition suggeriert, was umso sinnfälliger und in der Tat praktisch ist, wenn (verfallene) Großstadtdomizile zu »artspaces« transformiert werden. Die elementar sinnlichen Qualitäten von Holz, Geruch, Farbe, Struktur werden als Kontrastpunkte zu Beton und Stahl/Glas komponiert. Aber auch andere Materialien, die industrielle Erfahrung bzw. innovative Texturen evozieren, vermitteln spezifische sinnliche Erlebnisse. Stege arrangieren traditionell das Erlebnis, der Umgebung von einem erhöhten Blickpunkt zu begegnen. Ein Aspekt der Sicherheit bzw. der Konstruktion. Zeitgenössische Exemplare konterkarieren diese ursprüngliche Zweckrationalität und senken die Laufebene auf Boden- und Wasserniveau. So werden neue Sichtweisen provoziert.

Die US-Amerikanerin Cécile B. Evans hat im vergangenen Jahr anlässlich der Berlin Biennale ein Was-



Foto: iStock/Getty Images/Isabel Tiessen

serbecken samt Steg in der Art einer Anlegestelle in die Kunstwerke installiert. Das Publikum tastet sich im Dunklen und drängt sich auf das Holzdepot, um per Video (»What the Heart Wants«) in eine obskure Zukunft einzutauchen. Im Frühsommer des gleichen Jahres gab es mit Christos orange-gold schimmernder Ponton-Installation »Floating Piers« in Norditalien einen Paukenschlag. Menschen reisten an, um gemeinsam mit sehr vielen anderen (1,2 Millionen

Besucher in 16 Tagen) über das Wasser gehen zu können. Aber nicht allein die Naturschönheit des verschlafenen vergessenen Ortes in der Lombardei mit See und Bergkulisse lockte die Besucher, sondern Christos Einfall einer außergewöhnlichen und obendrein bildhaft aufgeladenen Erlebnisqualität: der Weg übers Wasser.

Zuvor hatte Richard Wilson in der Londoner Saatchi-Galerie einen Raum in ein mit Öl gefülltes Becken verwandelt. Das Publikum staunte

über die perfekte illusionistische Raumauflösung durch die Spiegelung im Petrol. Auf der Manifesta in Zürich bauten Studenten der Eidgenössischen Technischen Hochschule 2016 ein schwimmendes Kommunikationszentrum. Alles Bedeutsame fand auf, oder besser in dem »Pavilion of Reflections«, einem Holzbootshaus statt. Die schwimmende Insel mit einem Open-Air-Kino und einer integrierten Badeanstalt wurde zum temporären Wahrzeichen für die

Stadt und war als eine Reminiszenz an die tradierte Holzbaukunst und die Bootshäuser in der Schweiz bzw. im Alpenraum zu lesen; auch ein Vorschlag, wie man mehrere öffentliche Funktionen vereinen kann. Dorthin gelangte man über einen meterlangen Holzsteg.

Einen ganz besonderen Moment der Spannung konnte man auch im Gasometer im Berliner Stadtteil Schöneberg erleben. Der Maler Albrecht Gehse überraschte sein Publikum mit einer farbenprächtigen rätselhaft-realistischen Apokalypse-Ausstellung. Die großformatigen Gemälde befanden sich auf Staffeleien, die im Wasser standen. Die Besucher nähern sich hier auf einem umlaufenden Stegweg der Kunst. Ausstellungsraum und Malerei verschmolzen zum Gesamtkunstwerk – ein Kreislauf des Weltgeschehens.

Und 2017? Zur Skulpturen-Schau in Münster baute die Künstlerin Ayse Erkmen einen Steg knapp unter die Wasseroberfläche in das Hafenbecken von Münster. Industrielle Zone und Kreativquartier werden so aneinandergesetzt.

Ein Steg führt also dahin, wohin der Mensch sonst nicht hingelangen könnte oder sollte. Den Benutzern wird Freiheit gewährt, indem sie Neuland, schwierigen und schützenswerten Boden oder gar Wasser überqueren können. Der Steg signalisiert Achtsamkeit. Die sich Begehenden müssen einander den Vortritt gewähren. Ein Steg verlangt – ganz ohne ausdrückliche Aufforderung – soziales Verhalten. Gleichzeitig schließt er aus: Nicht alle können zugleich auf den Steg. Er verbindet Warten und Gehen. Die kreierte Räume wirken spannend. Jedem ist Absurdität und Überraschung auf andere Weise eingeschrieben. Stege, Ponton, Bootshaus, Brücke dienen neuen Erschließungen und ermöglichen Identifikationsgewinn.

Ponton, Stege und Brücken mit Aussichtsplattformen sind allerdings keine neuen Erfindungen. So begleitet und quert seit dem 14. Jahrhundert ein Holzsteg als Wirtschaftspfad und Teil des Jakobswegs den oberen Zürichsee. Aber sie sind wiederentdeckte Vokabeln einer Architektursprache, die Städte als Landschaftsraum qualifiziert und Naturräumen urbane Strukturen einfügt, die mehr sind als ein touristisches Wegenetz und strukturell invasiver wirken als pure Inkunabeln der Verschönerung.

80 Prozent der wachstumstarken Großstädte liegen an Meeren, Flüssen oder Seen. Wasser wird ganz explizit als wichtiges Lebenselixier neu wahrgenommen. Uferzonen rücken in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, vor allem auch, weil hier Industriebrachen der Konversion, der Umwandlung zu neuen Stadtgebieten, harren. Kopenhagen war ein Vorreiter. Wrocław erhielt anlässlich der Ernennung als Europäische Kulturhauptstadt 2016 einen neuen Freizeitbereich. Der Neubau des »Bulwar Politechniki« umfasst neben Fuß- und Radwegen Holzstege in zeitgenössischem Design für den Wassersport und diverse Sitzgelegenheiten, die über der Wasseroberfläche zu schweben scheinen. In Berlin gab es unter anderem das Senatsplanungsprojekt einer über den Fluss führenden Steganlage im Projekt »Stadtumbau West/Obere Spee«, dessen Realisierung bislang am Widerstand der Eigentümer der an den Uferzonen gelegenen Grundstücke scheiterte.

Bei der derzeitigen Internationalen Gartenschau in der Hauptstadt wird die Wuhle als Erlebnisraum gestaltet. Dabei ist beachtenswert, dass der Mensch nicht einfach der Natur überlassen wird, dass er sich nicht selbst seinen Weg bahnen muss, sondern dass er etwa per Steg geleitet wird. Seine Überraschung ist programmiert. Er selbst kann sich als ein Betrachter von Prozessen erleben, in die er hineingeführt wird, die ihn aber dennoch fernhalten. Stege bedeuten somit auch Distanz.

Ein Steg verlangt – ganz ohne ausdrückliche Aufforderung – soziales Verhalten. Gleichzeitig schließt er aus: Nicht alle können zugleich auf den Steg.